



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schwebel, O.: Die Grabstätten der Ballenstädter : (Schluß.) : Der Dom zu
Havelberg.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dalhousie überlieferte sich Napp, der seine Begnadigung erwirkte.*) — Dieser Soldatenaufstand mahnt durchaus an die Landsknechtszeiten, wo solche Meutereien um Sold ja an der Tagesordnung waren, und wenn man dies Straßburger Ereigniß in Beziehung setzt zu den Austritten in Paris, welche Lafittes Geld stillte, so fällt leider auch auf den einzigen versöhnenden Zug in der französischen Armee-Geschichte des Jahres 1815, auf die ausdauernde Anhänglichkeit des Heeres an die Person Napoleons, ein zweifelerregender häßlicher Schatten. Immerhin bleibt aber noch viel Blut und Licht davon übrig, und wenn das auch nicht ausreicht, um diese Kette schwerer Thaten, in der sich Treubruch an Treubruch reiht, zu vergolden, so liegt doch eine goldene Lehre darin. Es ist die, daß der Fürst eines Volkes auch dessen Kriegsherr sein muß, und zwar nicht nur der Verfassung, sondern der That und der Wahrheit nach. Das haben die Bourbonen versäumt von Louis XV. an, und darum hatten die Franzosen verlernt, in dem höchsten Vertreter des Staats auch den geborenen Vorfechter ihrer Waffenehre zu sehn. Napoleon war ihnen beides in großartigster Weise geworden, und darum fesselte er das Heer fester an sich als irgend einer der französischen Herrscher nach ihm und vor ihm seit Louis XIV. Aber er war ein Fremdling und ein Neuling; es fehlte ihm der historische Hintergrund, es fehlte ihm jener geheimnißvolle verwandtschaftliche Bezug, der zwischen Fürsten und Völkern zwischen Kriegsherrn und Heeren wirkt, die mit einander jahrhundertlang gewachsen und groß geworden sind. Napoleon konnte blenden, bezaubern, fortreißen; aber sein kometengleicher Lauf ließ einen sternleeren Himmel zurück und Heer und Volk der Franzosen waren arm geworden an dem besten Schätze der Nationen — an der Treue.

Die Grabstätten der Ballenstädter.

von

D. Schwebel.

(Schluß.)

Der Dom zu Havelberg.

Wir fahren auf einer der alltäglichsten Kunststraßen der Mark Brandenburg, — schnurgerade Pappelreihen, grau-weißer Staub, der sich rechts und links weithin über die junge grüne Saat deckt, ab und zu eine Gruppe ver-

*) Heitz: Strassbourg pendant ses deux blocs et les cent jours.

Grenzboten III. 1872.

kümmelter Fichten, — die Gegend gibt nichts zu sehen, nichts zu denken. Da steigt vor uns ein Gebäude von mächtigem Umfang auf, welches den höchsten Punkt der Gegend einnehmend, das Flachland rings umher beherrscht, es ist der uralte Havelberger Dom.

Durch eine mit blühenden Gärten und mit freundlichen, bescheidenen Landhäusern geschmückte Straße steigen wir auf zu dem ehrwürdigen Kirchengebäude. Diese hohe Kathedrale ohne Thurmeschmuck, die uns ihr breites feldsteinernes Glockenhaus entgegenstreckt, weist auf ferne, kriegerische Zeiten zurück. Um diese Mauern ist auch in der That oft genug Kampftruf und Schwertesschlag erklingen; manch blühendes deutsches und slavisches Heldenleben ist hier oben auf der Höhe, nach heißem Streite niedergesunken und in den Staub.

Ein überraschendes Bild eröffnet sich uns, wenn wir in den Süden des Kirchengebäudes treten. Fast senkrecht fällt der Domberg in die Havelbucht nieder, blühendes Gesträuch klettert von unten bis an den Scheitel der Anhöhe herauf und der schimmernde Schmuck blühender Obstbäume deckt unten die Berggärten. Vor uns liegt auf einer Havelinsel die Stadt; weithin spannt sich zwischen ihr und dem Domberg die Brücke über den prächtigen Strom. Liegt die volle Morgensonne über der Landschaft, so erglänzt der breite Wasserspiegel wie flüssiges Gold, die grell beschienenen Segel bliken weithin durch den Morgendunst wie Silberfische in krySTALLENER Fluth. Hellgrüne Flußwiesen und, durch die licht bestandenen Waldungen hindurchschimmernd, die Wasserflächen der Elbarme grüßen uns von drüben her. Unten aber in der Stadt geht's gar rührig zu, sie ersteht ja wieder aus der Brandasche jener Februarnacht von 1870! Es waren Stunden von furchtbarer Größe, als damals die Thurm Glocken hüben vom Dom und drüben von St. Lorenz dumpf in die stille Nacht hinaus schallten, die unbezähmbaren Flammen lodernd aufwallten und auf dem spiegelglatten Eise ihren blutrothen Widerschein fanden. Um die Kirche in der Mitte aber erheben sich jetzt schon wieder die Häuser, schmucker und freundlicher als zuvor.

Es war nicht das erste Mal, daß sich hier eine so schreckliche Katastrophe abspielte, — die alten Zeiten wissen viel derartiges zu erzählen. Nicht gar weit ist die Wahlstatt Prizlawa, auf welcher blutige Wendenschlachten geschlagen worden sind. Oft haben die Slaven die Brandfackel in das hölzerne Kirchengebäude geworfen; oft haben deutsche Könige, Konrad der Rheinfranke und Heinrich der Schwarze, das Schwert hier wüthen lassen unter den Anhängern Triglaff's und Gerowit's. Treten wir denn ein durch das mit der segnenden Gestalt des Erlösers geschmückte Dompotal in die Kathedrale, die von neun bewegten Jahrhunderten zu uns spricht und auch den Staub von Wallenstädtern enthält.

Der Adel der deutschen Baukunst ist uns in keiner Kirche der Mark in solcher Reinheit entgegen getreten wie im Dom zu Havelberg. In blendendes Weiß gekleidet, steigen die Säulen des Mittelschiffes zu bedeutender Höhe auf, die Seitenschiffe fast um das dreifache Maaß überragend. Elegant geformte Fenster und zierliche Galerien unter ihnen fügen sich in die weiten Flächen der Wandung ein, und, gegen das energische Licht im Mittelschiffe halb verschleiert, schließen sich Seitenschiffe und Grabkapellen an, in denen noch die dunkle Farbenpracht ächter, alter Glasmalerei prangt. Künstlerisch sehr werthvolle Schranken, ein sogenannter Lettner, trennen, wie einst in allen bischöflichen Kathedralen das Allerheiligste der Kirche, den hohen Chor, von dem Langschiffe, und hinter ihnen erglänzt der Chorraum und der reiche Hochaltar in goldigem Scheine, den die gelbgemusterten Fenster des abschließenden Polygons höchst wirksam auf Gewölbefüllungen und Bildwerke hineinwerfen.

Der Dom ist jetzt noch außerordentlich reich an Grabsteinen und Erinnerungszeichen aus alter Zeit, er hat deren einst solche Fülle gehabt, daß in seiner ganzen Umgebung Leichensteine mit schönster, altgothischer Schrift zersägt zur Pflasterung gebraucht worden sind. An einem Pfeiler des nördlichen Seitenschiffs begegnen wir zunächst einer nicht ohne Verdienst gemeißelten weiblichen Figur, — der rothe Schein eines Heiligengewandes aus den gemalten Fenstern fällt grade auf den Rosenstrauß, den die jung verstorbene Ritterdame zwischen den Händen hält. Um die Wappen von Geschlechtern, deren Namen jetzt schon lange verklungen sind, um die ritterliche Wehr der Weden, Behren, Pladies und Sampleben zittern die wechselnden Reflexe des blauen Teppichgrundes aus den Glasgemälden. Von ähnlichen Steinen sind die Grabkapellen des Doms überfüllt, aber der Fuß der Kirchenbesucher hat Wappen, Namen, Gewandung und Züge aus dem Bas-Relief abgeschliffen, kaum ist noch eine Jahreszahl, ein Amen lesbar. Nur im südlichen Chore sind die Grabsteine etwas besser erhalten, da treffen wir die wohlbekannten Wappenzeichen der Bredow, Badendieck, Moltke, Malzahn, die Namen Schönhausen, Möllendorf, Quikow. Es begegnen uns auf den Grabsteinen fast nur Domherren oder Bischöfe. Sämmtlich tragen sie ihr Mönchskleid, den Prämonstratenser-Habit, die Dompröppfe darüber die ihnen eigenthümliche Pelzkleidung. Manche dieser Gestalten mit dem friedlich gesenkten Haupte, dem Priesterfelle und einem Palmenzweige, prägt sich fest dem Gedächtniß ein als ein Denkmal froh ergebnen Todes und stiller Grabesruhe. Außerordentlich werthvolle Grabsteine erhalten die Gestalten von Bischöfen aus den Geschlechtern Bardeleben, Putliz, Königsmark und Schlabrendorf. Unter gothischen Baldachinen oder reichen Laubgewinden ruhen die Herren im geistlichen Ornat vor uns. Ein Kleinod unter diesen Grabsteinen ist das Denkmal Burchard's von Barde-

leben. In dem schönen, noch sehr jugendlichen Kopfe sind die reinen Züge mit vollendetem Adel und tiefem Verständniß wiedergegeben; der Künstler hat die Locken des unter der Mitra hervorquellenden Haares und den Faltenwurf der reichen Kleidung untadelhaft in wenigen, genialen Meißelstrichen ausgeführt. Die geharnischte Gestalt eines Christoph v. d. Schulenburg daneben führt uns die ganze verschwenderische Pracht des verlöschenden Ritterthums vor Augen.

Den höchsten Schatz des Domes bildet sein vorher erwähnter Lettner. Ein kunstfinniger Bischof des 15. Jahrhunderts, Johann Wöpelitz, hat diese hohen sandsteinernen Schranken, welche in der Mitte quadratisch vorspringend, ein erhöhtes Kanzelpult, den Amben bilden, erbauen lassen, sie zeigen in ihren Reliefsen die Leidens- und Verherrlichungsgeschichte des Erlösers. Reiches, spätgothisches Maßwerk krönt sie. Zierlich und schön sind die an den Abtheilungspfeilern unter prächtig verzierten Baldachinen postirten Heiligenfiguren; — eine Himmelskönigin mit schmalem, von langem Haar umwalltem Jungfrauenhaupte, nach deren Lilienzepter der Weltenheiland in kindlicher Begehrlichkeit greift, ist von einer Zartheit, daß man sich in eine Kirche Nürnbergs versetzt glaubt.

Durch die Gitterthür des Lettners sind wir in den Chorraum des Domes getreten. Reiche Schnitzwerke vergangener Jahrhunderte, Chorstühle mit ungeheuerlichen Drachengestalten, zierlichen Laubgewinden und mittelalterlich naiv behandelten biblischen Figuren, bezeichnen die einstigen Sitze der Prämonstratenser Domherren. Den hohen in reicher Vergoldung strahlenden Altar schmücken die Wappen der Donatoren, die Rosen der Alvensleben und die Lilie der Estorff. Auf den zu ihm führenden Stufen hat Bischof Wöpelitz drei mächtige Steinleuchter aufstellen lassen, von denen zwei den stereotypen Humor mittelalterlicher Steinmetzen zeigen, da die höchst drastischen Figuren von Koch und Kellermeister zu Haltern der Kerzengefäße dienen.

Auf dem Boden des Chors befinden sich außer den Leichensteinen der Bischöfe Meiner und Heinrich und dem Hochgrab des Bischofs Johannes Wöpelitz die Denkmale zweier Markgrafen von Brandenburg, des Bischofs Hermann, † 1291 und des Bischofs Johann † 1292. Die geistlichen Herren tragen das in charaktervollen Linien bezeichnete bischöfliche Gewand, doch statt der Mitra den Fürstenhut von Brandenburg; die Köpfe, beide von langem Haar umwallt, ähneln sich sehr. Markgraf Johann hat den Hirtenstab noch nicht, weil er vor der Inauguration gestorben ist. Nach den Wappenschildern auf den Grabsteinen ist Markgraf Hermann ein Sohn Johann's I. und der Herzogin Jutta von Sachsen, Johann ein Sohn Johann's II., des Bruders von Bischof Hermann und der Fürstin Hedwig von Werle. Diese beiden Grabsteine sind die letzten Zeugen von geschichtlich höchst beachtenswerthen

Plänen des Hauses Anhalt. Otto IV. ließ sich es so viel Mühe kosten, Prinzen seines Hauses auf die Bischofsstühle des Landes zu bringen, weil er die Sonderstellung der geistlichen Territorien innerhalb seiner Lande aufheben wollte. Beide Bischöfe starben zu früh für die Ausführung dieser Pläne.

Eine Eigenthümlichkeit, welche sich die Havelberger Kathedrale aus alter Zeit bewahrt hat, sind ihre vielen Seitenaltäre, die zum Theil noch eine Heiligenfigur oder eine Darstellung aus der biblischen Geschichte tragen. Höheres Interesse bietet der Kreuzgang der Domkirche. Er umschließt den mit hohem Gras bewachsenen Kirchhof, Moose und Flechten aber haben auf seinen Leichensteinen längst jede Spur der Inschriften verwischt. Eine dunkle Tanne, der einzige Baum auf ihm, ragt aus der leichengedüngten Erde hoch bis zum Dach der Kirche empor. In langen Reihen stehen unter den gedrungenen Gewölben des Kreuzganges die Denksteine der Prioren und Domherren, zwischen ihnen geharnischte Edelleute, tiefverhüllte Frauen und blumenbekränzte Kinder.

Zwei der Steine gehören einem der bedeutendsten Vasallengeschlechter der Ballenstädter an, den Buch's. Als Berather ihrer Fürsten und als Kriegsmänner haben dessen Glieder sich gleichen Ruhm erworben, stets wehte dem markgräflichen Panier zur Seite die Fahne der Buch's mit dem rothen Querbalken. Der hochverdiente Glossator des Sachsenspiegels, ferner der von der Sage zum Retter Markgraf Otto's IV. gestempelte Johann von Buch, endlich der treulose Freund Woldemar's, Nikolaus von Buch, dessen Verrath 1308 dem Hause Anhalt die Kaiserkrone kostete und der dafür mit dem Hungertode büßte, gehören diesem Geschlechte an.

Ein anderer Stein, eine fast verlöschte weibliche Figur von großer Zierlichkeit zeigend, nennt uns in der Legende eine „eddele to potlist“, ein anderer neben ihm trägt die Inschrift: „Na cristi bord M^o CCCC^o LXV^o iare am ersten mandaghe in der vasten Starff der wolghe-boren ghans here to potlist, des sele rouwe in dem frede godes. Amen. Ein Ritter in der knappen Waffentracht des 15. Jahrhunderts, mit Sturmhaube und Stechhelm, Tartsche und Brustplattenharnisch, steht vor uns, — es ist Caspar Gans, der Landeshauptmann der Prieigniz und der Altmark, der tüchtigste und ehrenhafteste Widersacher Friedrich's I. von Hohenzollern. Der Lauf der Geschichte ging über den hochstrebenden Ritter hinweg, im Burgverließ zu Ziesar, gefangen von dem brandenburgischen Stifthsauptmann von Nebern, mußte er unthätig zuschauen, wie die Burgen des märkischen Adels sanken. Aber er fand sich in die neue Ordnung und wurde ein treuer Diener seines Fürsten, — die Größe seines Hauses lernte er verschmerzen.

Den kühlen Kreuzgang verlassend, wenden wir uns wieder dem Rande des Domberges zu. In freundliche Säle verwandelt, liegt dort das alte Re-

sectorium. Die Weinrebe, welche die Prämonstratenser einst auf diese Höhe pflanzten, windet sich auch heut noch um das morsche Spalier an den Klostermauern. Aus den früheren Behausungen des Propstes und des Dechanten steigt einladend der Rauch auf. Die freundliche Landschaft zu unsern Füßen stimmt wohl zusammen mit dem Ergebniß einer fast tausendjährigen Geschichte; — ist dieses Ergebniß doch die freilich langsame aber ihres Ziels nimmer verfehlende Entwicklung zum Besseren! Deutsche Kaiser, sächsische Kämpfer in blankem Stahlhemd, süddeutsche Mönche steigen zu uns den Domberg hinauf, sie senken den Grundstein der Kathedrale in den geweihten Boden, aber die gewaltige Hand des Wenden Mistewoi reißt ihn nur zu bald wieder heraus. „Einem wendischen Hunde nie und nimmer eine Herzogin!“ das war der Bescheid des sächsischen Herzogs Bernhard auf die Brautwerbung des Wenden um seine Schwester. Der Haß des Beleidigten ward reich in Christenblute gesättigt. Nach Mistewoi's frühem Ende waltet hier mild der Wendenkönig Gottschalk. Fürst und Priester zugleich stürzt er den Altar des Kriegsgottes Gerowit um, — aber bald trifft auch ihn am Altare von Lenzen der tödtliche Stoß.

Reich bewegte Bilder führte das 12. Jahrhundert an diesen Stätten vorüber. Die ersten Fürsten des Ballenstädtischen Hauses steigen herauf, mit ihnen unter prächtigen Kirchenfahnen der Bischof Otto von Bamberg, der von hier aus seinen Weg zur Müritz antrat, und Norbert von Magdeburg, der wunderthätige Stifter der Prämonstratenser; — oben empfängt sie Anselm von Havelberg, der berühmte in den Wissenschaften wie in den kaiserlichen Gesandtschaften gleich bewährte Freund Friedrich Rothbart's. Von fern her strömten die Wenden, mit ihnen die Pommernfürsten, damals nach dieser Stätte, um hier die Taufe zu empfangen.

Wie an dem Glanze der mittelalterlichen Hierarchie nahm das Havelberger Gotteshaus auch an ihren Gebrechen Theil. Von hier aus wurde der Wilsnacker Ablass verbreitet, der das Bisthum mit frommen Gaben überschüttete; ganz verweltlicht kamen die Domherren, den Falken auf der Faust und den Jagdhund zur Seite, in starkerhafter Kleidung zum Hochamt, und das ehrwürdige Gotteshaus öffnete Maskeraden und Fastnachtscherzen seine Thore.

Nachdem der Mark das Licht des Evangeliums aufgegangen, waren die Stunden des Havelberger Bisthums gezählt, — aber es ging nicht unter, ohne in dem Bischof Bussio II. von Alvensleben noch einen erbitterten Widerstand zu leisten. Erst nach dessen Tode 1549 erhielten die Stiftsunterthanen den Kelch des Abendmahles. Dann wurden märkische Prinzen zu Bischöfen postulirt; und in die Präbenden, in denen sonst die geistlichen Herren residirt, zogen nun gealterte, verdiente Staatsbeamte aus den stiftsfähigen Fa-

milien des märkischen Adels ein, bis endlich die Schule und die Deconomie von den alten klösterlichen Gebäuden Besitz nahm.

In Havelberg hat die Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt, die Entfernung von den großen Verkehrsstraßen schützend für Kunst und Alterthum gewirkt. Hier oben diese Fülle von Baulichkeiten und Denkmalen, diese Heiligenbilder, die über Stall und Scheune eingemauert sind, dort unten die seltsame, achteckige Wallfahrtschapelle am Schwedenberge, die Stadtkirche zu St. Lorenz mit den Grabsteinen von Bürgermeistern und Rathsherren, die zum h. Grabe gewallfahrtet sind, ja selbst die Häuser mit ihren frommen Inschriften aus der Vorzeit, — man empfindet hier wirklich noch etwas von dem Eindrucke einer Bischofsstadt.

Chorin.

So rasch, rüstig und lebensfrisch das Leben in der Mark pulst, sie hat doch genug der Ueberreste alter Architectur, um welche die Klänge großer historischer Poesie schweben. Die Perle aber all dieser Ruinen ist Kloster Chorin.

Der südliche Theil der Uckermark ist geschichtlich geweihter Boden. Hier liegen die Jagdgründe der anhaltinischen Fürsten, die prächtigen Forsten um den Grimnitz- und Werbellin-See. Diese schlanken Fichten, diese alten Buchen gewinnen ein eigenthümliches Interesse, wenn wir sie mit den großen Gestalten der Vorzeit beleben. Unter lustigen Waidmannsklängen zog damals eine Jägerschaar dahin, — auf dem langen Ritterkleide, das der vorderste Reiter trug, prangten die rothen Adler von Brandenburg, — der Fürst will der Regierungssorgen vergessen, er hatte das Schlachtschwert mit dem Jägerspieß vertauscht, und Truchseß und Mundschenk, Notar und Hofcaplan waren dem Fürsten mit Freuden in die Waldeinsamkeit gefolgt. Sie zogen zum Ufer des Werbellin, bald glänzten ihnen die bethürmten Zinnen des Jagdschlosses Breden entgegen, das damals an ihm stand. Lange schon ist der Sitz alter Fröhlichkeit, aus welchem oft die Festesfreude hinausstrahlte in den dunklen Wald, zerfallen, die Bäume wiegen ihr Haupt über den wenigen Ziegeltrümmern, die Wellen des unruhigen Waldsees schlagen eintönig gegen das Ufer. Tief im Gestrüpp, an einer schaurig wilden Stelle des Forstes liegen Feldsteine im Kreise umher, 's ist wohl ein alter wendischer Kirchhof, aber das Landvolk nennt den Platz Bärenkirchhof und erzählt die uralte Sage von dem Hackelberend.

Nach Osten zu liegt die Grabstätte der Fürsten, die hier den Hirsch gestellt und mit dem Bären gerungen, die Cisterzienser-Abtei Chorin. Die Gründungsgeschichte des Klosters geht tief zurück in die Urzeit des Landes. Wir hören den Schlachtruf des dreizehnten Jahrhunderts. Albrecht II. von

Brandenburg hat sein Banner gegen die Pommern entrollt, an der Finow und der Oder werden die Entscheidungsschlachten geschlagen. Aus dem Blute aber, das den Boden düngt, sprießt eine Saat namenlosen Glends auf, und der fromme Fürst beschließt, in dem wendischen Flecken Barzbin, der sich unter seiner neuerrichteten Burg Oderberg erhebt, ein Kriegerhospital anzulegen. Prämonstratenser aus Gramzow kommen herüber und gründen neben dem Hospital 1231 ein Kloster mit dem schönen Namen Gottesstadt, aber die Stürme der Zeit vernichten gar bald die neue Stiftung, von dem Oderberger Kloster ist jede Spur verschwunden. Da tauchen zwei andere Fürstengestalten vor uns auf, weniger von dem blutigen Schein des Krieges, als von dem milden Licht des Friedens umgeben, das Bruderpaar Otto III. und Johann I. Sie stehen am Schlusse eines reichbewegten, reichgesegneten Lebens, das Schwert der Mark hat reiche Ehren auf den Steppen Ungarns und in den heiligen Wäldern der Preußen gewonnen, weithin ist ihre Herrschaft gewachsen und unter dem Schutze der Fürsten ist das Land erblüht, sind Zucht und Gesittung eingekehrt in die Burgen und in die Städte, in aller Freudigkeit rüstigen Schaffens rühren sich alle Stände ihres Volkes. Zum Dank für diese Erfolge beschließen die Fürsten, das eingegangene Kloster Gottesstadt zu erneuern; nördlich von Oderberg, auf einer Insel des Parsteinsees, dem Pälzwerder, wird 1264 die Cistercienser-Abtei Mariensee gegründet.

Auch dort ist die Stiftung nicht für die Dauer geblieben. Noch sieht man an einer Stelle des Sees unter dem Wasser Steinhäusen und Trümmer, welche zu der Sage Veranlassung gegeben haben, hier sei einst eine Stadt versunken, — noch klingen in der Johannisnacht die Glocken aus der Tiefe herauf. Es ist der letzte Nachklang von dem einst hier bestandenen Kloster Mariensee. Wegen seiner ungünstigen Lage wurde es nämlich schon 1270 an die heutige Stelle, die Südspitze des Sees Chorin, verlegt. Gefördert von fürstlicher Huld, unterstützt von allen schildgeborenen Geschlechtern der Umgegend, den Edlen von Schneitlingen, von Steglitz und Oderberg, den Herren von Ulim und von Tornow, besonders von der aus slavischem Fürstengeschlechte abstammenden Familie Greif von Greifenberg, wurde der Bau von Kloster Chorin mit großer Schnelligkeit und in seltener Schönheit vollendet. Die innere Einrichtung übernahm der Convent von Lehnin; bald wurde unter der fleißigen Hand der Mönche die öde Haide ringsum urbar und schon nach einem Jahrhundert war das Kloster an mehr als fünfzig Ortschaften begütert. Zwanzig Seen machten seinen Hauptreichtum aus und die bedeutendsten Geschlechter der Uckermark gingen bei unserer lieben Frau von Chorin zu Lehn.

Unter der Stiftskirche sind die Gräber der anhaltinischen Markgrafen johanneischer Linie, sie sämmtlich ließen sich im Ordenskleid des heiligen Robert

hier bestatten, um der Verdienste des Ordens theilhaftig zu werden. Aber kein Stein kündet mehr den Ort, wo man den großen, friedliebenden Johann I., ohne Zweifel den bedeutendsten Fürsten des Geschlechts, einsenkte. Er führte die Ringmauern der Städte auf, die jetzt die wichtigsten in der Mark sind, die Mauern von Berlin und Frankfurt, er setzte den Roland, das Merkzeichen deutschen Rechts, auf ihre Märkte, er theilte ihnen mit freigebiger Hand aus dem Schätze der eignen Machtvollkommenheit die Grundbedingungen einer lebenskräftigen Entwicklung großmüthig mit.

Unser Blick ruht auf dem Boden, als suche er die einstmaligen Fugen der Grabesplatten. Draußen hat sich das Wetter geklärt, ein warmer Strahl der Abendsonne fällt durch das hohe Fenster der Liebesseite. Welch glänzenden Fürsten hat man hier zur Ruhe geläutet! Neben Johann I. schlafen seine Söhne Johann, Otto, Conrad, Heinrich und Albrecht. Das lebendigste Bild unter ihnen ist uns von Markgraf Otto mit dem Pfeile aufbewahrt geblieben. Oft hat der mächtige Fürst hier gebetet, — nie hat er drüben in Werbellin gewellt, ohne das Kloster zum Seelenheile seiner Vorfahren zu bedenken. Im vollsten Sinne ist Otto ein Mann „von hohem Muth“, wie es damals hieß, rasch und feurig zu Kampf und Streit, unverzagt im Unglück. Von seinem großen geschichtlichen Blick zeugen seine Bestrebungen, Magdeburg vor Allem aufs Engste mit der Mark zu verknüpfen. Da erblicken wir ihn in der blutigen Schlacht bei Frohse, wie er als vorderster Kämpfer mit blitzendem Schwerte sich Bahn machen will zu der Moriksfahne des Erztifts; — schon greift die eisenbeschuhete Hand nach dem heiligen Panier, da stürzt sein Pferd, und die Zünfte der Bischofsstadt haben den Stolz, einen Markgrafen gefangen in ihre Mauern einzubringen. Aber nicht umsonst hatte der Markgraf einst von der Liebe Treu' gesungen; sie hält auch jetzt über ihm die heilige Wacht. Nach unendlicher Müh' und Beschwerniß löste Markgräfin Hedwig ihren gefangenen Eheherrn. Endlich hatte Otto doch die Freude, seinen Bruder Erich auf dem Stuhl des Hochstifts zu sehen, aber auch dieser ausgezeichnete Kirchenfürst starb sehr früh.

Markgraf Otto's Stimme tönt noch heute zu uns. Bis an den Fuß der Alpen, bis an die Ufer der Rimmat hatten seine Lieder die deutschen Lande durchwandert; der Zürcher Rathmann Ritter Rüdiger von Manesse ließ auch „Markgreue otte mit dem pfele“ seiner Minnesängersammlung einverleiben. In den zwei erhaltenen Liedern Otto's finden wir alle dichterischen Motive unserer ersten klassischen Periode wieder. Da ruft er in der Freude des Frühlings aus:

„Uns aber kommt ein lichter Mai,
Der macht so manches Herze froh,
Er bringt der Blumen mancherlei,

Wer sah je schön're Blüthe wohl?
 Der Vöglein Stimm' klingt mannichfalt,
 In dichten Laube steht der Wald,
 Deß wird manch traurig Herze froh!"

Aber nach der Freude des Lenzes und der Liebe kommt der trübe Herbst. Da ziehen wehmüthige Gedanken in das Herz des Dichters ein, Gedanken über die Vergänglichkeit der schönen Natur, Gedanken an die ferne Geliebte, die ihn mit ihrem „durchlauchtig rothen Mund“ bis auf den Tod verwundet hat.

„Ich bin verwund't von zweier Hande Leide;
 Rathet, ob das Freude mir vertreibe,
 Es falben lichte Blumen auf der Haide,
 So leid' ich Noth von einem reinen Weibe.“

Auch der religiöse Grundton seiner Zeit verläugnet sich bei ihm nicht, er stellt seine Liebe in Gottes Hand und singt:

„Ja Herr Gott, durch Deine Güte
 Wollst Du der Minniglichen pflegen.
 Mit steter Treue sie behüte
 Und send' ihr Deinen reichen Segen!“

So ist Markgraf Otto durch sein Dichtermort über Jahrhunderte hinaus noch verbunden mit unserem Gemüth.

Noch ein Leichengepränge wie das Otto's mit dem Pfeile sollte in den Mauern des Klosters stattfinden, eh' sich die Choriner Fürstengruft für immer schloß. Noch eine Gestalt rufen wir aus den Grüften, prächtig wie Otto und hochstrebend wie er, aber bald dahin geschwunden wie der Schein der Winter-sonne, den Markgrafen Woldemar. Es war bezeichnend für den Geistesflug des Jünglings, daß er die erste Stadt, die er gründete, Arnscrone nannte. Er ist ein ächtes Kind seiner Zeit, tapfer bis zur Verwegenheit, demüthig fromm, vor allen Dingen begabt mit dem weiten Blick und dem Unternehmungsgeiste seines Hauses, daneben prunkend eitel, rücksichtslos ehrgeizig, sinnlich und selbst grausam. Sein Leben war unstätt und flüchtig, — wir sehen ihn auf seinem abenteuerlichen Turnier vor Rostock, sehen ihn dann den ritterlichen Hülfezug für die bedrängte Hansastadt Stralsund unternehmen, dann bei Gransee gegen Heinrich den Löwen von Mecklenburg kämpfen, — er stürzt schwer verwundet vom Roß, aus wär' es mit dem Herrscherhaus von Brandenburg, hätten nicht die treuen Grafen von Mannsfeld und von Regenstein mit Schild und Leib den Herrn gedeckt. Wie seine Vorfahren, versuchte auch Woldemar die höchste Würde der Christenheit seinem Hause zu verschaffen, die Untreue des Nicolaus von Buch vereitelte seine Pläne.

Durch Woldemar's letzte Lebensjahre zieht sich fortlaufend eine wehmü-

thige Klage: Choriner Pergamente zumeist haben sie uns aufbehalten. So oft er nämlich dem Kloster eine Schenkung machte, erwähnte er seiner Kinderlosigkeit und wünscht sich wehmüthig einen Nachkommen. Im August 1319 weilt er zu Bärwalde, da überfällt ihn ein hitziges Fieber, er fühlt die Nähe des Todes und beruft seine treuesten Räthe zu sich. „Noch bei vollem Bewußtsein, wie es ausdrücklich heißt, beschenkt er reich die Abtei, wo seine Vorfahren ruhen und wo er auch begraben sein will.“ Die gleichzeitigen Chronisten sprechen von dem großartigen Leichenzug nach Chorin und von den Thränen der Unterthanen, welche ihm folgten. Mit gleichem Schmerz muß der Fürst von einem Land geschieden sein, das wehrlos nun der Gier der Nachbarn preisgegeben war.

Fast ein Jahrhundert voll Unheil und Noth schließt sich an diese Stunde, der Schild Anhalts dort an der Säule ist vertauscht mit dem hairischen Löwen, der aber kann sich seiner Dränger kaum erwehren.

Von der geschichtlichen Bedeutsamkeit des Ortes ergriffen, schreiten wir leise durch die tiefe Stille der Grabeskirche. Wenn sie auch lange zerstreut sind, wir fühlen, daß wir über den Gebeinen der großen Männer der alten Zeit wandeln. Es lastet noch immer auf diesen Räumen ein Geheimniß, ein ungelöstes Räthsel. Ist's wirklich wahr, daß Woldemar hier ruht? War jener Wiedererstandene, aus Ketten und Banden des Morgenlandes Zurückkehrende wirklich ein Betrüger? So sehr sich das Gefühl auch sträubt, ein Verbrechen von solcher Größe zugeben, so stark sind die Gründe für die Unächtheit des Woldemar in Kaiser Karl's IV. Hand. Die Umstände von Woldemar's Tod ergeben sich urkundlich mit voller Bestimmtheit und Anschaulichkeit, und ein Fürst, der sein Land und den Glanz der Herrschaft so liebte, der konnte nicht zu dem Entschluß gelangen, so von seinem Eigen abzutreten, damit es ein Spielball der Herrschsucht und ein Schauplatz unsäglichen Elends werde. Die Mönche von Chorin, die vielleicht am Besten Aufschluß geben konnten, hat Kaiser Karl bei allen seinen Untersuchungen nicht befragt, ein Hinabsteigen in die Gräfte von Chorin hätte vielleicht alle seine Pläne durchkreuzt.

Im letzten Dämmerlicht nehmen wir Abschied von der Kirche. Schmerzlich wirkt wie in Lehnin so auch hier das Bild der Zerstörung. Männer, denen ein großes Land zu klein war, haben nicht einmal ein Denkzeichen für die Nachwelt erhalten. Wir blicken in die hohen, leeren Wölbungen; hier hingen einst über ihren Schilden die Fahnen, die man ihnen vortrug in Kampf und Streit, hier beteten sie, umgeben von allem Glanze ihrer ritterlichen Zeit. Alle Denkmale an sie sind dahin, — Todtenstille hat hier ihre Wohnung aufgeschlagen; nur das Zwitschern der Vögel, die müde ihre Nester in den gothischen Fensterrosen suchen, tönt zu uns, — ein sicheres Zeichen völliger Verödung.

Auch draußen auf dem Klosterhofe herrscht Abendruhe. Gern verweilt unser Blick noch auf dem Aeußern der Klosterkirche. In reichem Schmuck von Rissen erheben sich die Giebel des Querschiffes; elf schmale, fein geschnittene Fenster mit wohl erhaltenem Maßwerk längs des Hauptschiffes entsprechen den zwölf Pfeilern im Innern. Von den nur zur halben Höhe des Mittelschiffes aufsteigenden Seitenschiffen fehlt das südliche ganz, hohe Bäume schmiegen sich traulich in die Ecken des Gebäudes.

An Kloster Chorin grenzt das heutige Amt Chorin. Wirthschaftliche Rücksichten haben auch hier die erste Zerstörung der Klostergebäude veranlaßt, erst Friedrich Wilhelm IV. hat als Kronprinz der Verwüstung Einhalt gethan. Die Geschichte des Klosters ist dieselbe wie die Lehns. In den Kämpfen der Putzow's tritt es handelnd und leidend auf, — noch wird auf der Feldmark eine Stelle gezeigt, wo der Abt und Dietrich Putzow zusammenkamen, — dann erfolgte 1543 unter dem greisen Abt Brixius die Secularisation, die steinernen Heiligenbilder und Denkmäler wurden zerschlagen, die Kleinodien wanderten in's Domstift zu Berlin, der Altar kam nach dem Dorfe Chorinchen. Kurfürstliche Amtleute schlugen nun ihr Quartier in dem Abteigebäude auf, Mitglieder der Familien Köckeritz, Mörner, Arnim und Sparr. Gänzlich verödete das Amt im 30jährigen Kriege durch die Durchzüge kaiserlicher und schwedischer Soldaten. Im 18. Jahrhundert setzte man Invaliden in die Mönchszellen, die ehrwürdige Kirche wurde zum Theil abgerissen, ihre Kapellen wurden zu Viehställen benutzt. Die Gestalten und Thaten der Vergangenheit waren ja in dieser Zeit zu leeren Schatten verschwommen, unsere ganze ältere Geschichte war ein bei Seite geworfenes, vergessenes Buch. Das ist nun anders geworden; die alten Herrscher stehen uns wieder lebendiger vor Augen, aber zerstört trauern ihre Grabstätten über den Untergang des herrlichen Geschlechtes, das sie erbaute. Die Pracht dieser schlanken Säulen, diese kühn gespannten Gewölbe, diese Fenster mit dem prächtigen gothischen Ornament geben uns Kunde von dem Glanz der Ballenstädter, diese zerstörten Giebel, diese zertrümmerten Kreuzgänge erzählen aber auch von den Stürmen, welche an diesen stillen Stätten vorüberbrausten.

Pariser Briefe.

Die Deutschen in Paris seit dem Frieden.

Ist es ein Bayer oder ein Oesterreicher, der La tyrannie prussienne geschrieben hat? Herr Zeller im Moniteur universel ist über die Schrift ent-